

JÖRG S. GUSTMANN

Briefe
von Herrn G.

Roman

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Prolog | 7 |
| 1. Die Hiobsbotschaft | 9 |
| 2. Der Umzug | 15 |
| 3. Briefe eines Unbekannten | 24 |
| 4. Viele Fragen | 35 |
| 5. Bruno | 40 |
| 6. Träume und Wünsche | 46 |
| 7. Berechtigte Zweifel | 60 |
| 8. Zutritt verboten! | 70 |
| 9. Das Geheimnis der alten Dame | 79 |
| 10. Eingegipst | 89 |
| 11. War Jesus glücklich? | 98 |
| 12. Es ist nicht immer so, wie es scheint | 107 |
| 13. Ein Stethoskop für Jung und Alt | 117 |
| 14. Ruth | 127 |
| 15. Bruno soll nicht sterben | 135 |
| 16. Aus heiterem Himmel | 145 |
| 17. Der Pastor | 157 |
| 18. Ein letzter Brief an G. | 168 |
| 19. Das erste Wunder | 176 |
| 20. Post vom Ende der Welt | 186 |

Prolog

Es gibt Zeiten, in denen ich nicht daran denke, was damals geschehen ist. Ich lebe dann mein Leben, bewältige meinen Alltag und verrichte alle Tätigkeiten so, als wäre ich ein ganz normaler Mensch wie alle anderen auch. Doch dann wiederum erlebe ich Zeiten, so wie heute, in denen es mir nicht aus dem Sinn will und ich von tiefer Dankbarkeit und Freude erfüllt werde, wo ich mich gedrängt fühle, es aufzuschreiben, es in die Welt hinauszuschreiben, unabhängig davon, ob man mir glaubt oder nicht.

Ich muss gestehen, es fällt mir schwer, den genauen Augenblick zu benennen, in dem alles anfing, den Moment, der mein Leben verändern sollte. Oft ist es ja so, dass einem der genaue Zeitpunkt nicht mehr bewusst ist, an dem das Schicksal den eigenen Weg gekreuzt hat.

Abgesehen von dem Ticken meines Weckers ist es still im Haus. Ich höre nur das gleichmäßige Atmen des Mannes an meiner Seite, mit dem ich seit sieben Jahren verheiratet bin und mit dem ich zwei Kinder im Alter von zwei und fünf Jahren aufwachsen sehen darf. Ja, ich kann sagen, wir sind glücklich und was mich betrifft, habe ich dieses Glück vor allem jenen mysteriösen Begebenheiten von damals zu verdanken.

Mein Herz hämmert in meinem Inneren so heftig wie ein afrikanischer Trommler, der sein Dorf wecken will.

Auch für mich ist wohl die Nacht zu Ende.

Wenn ich jetzt mein warmes, kuscheliges Bett verlasse, die Treppe nach unten schleiche und mich in meinem Arbeitszimmer an den Schreibtisch setze, weiß ich genau, dass der morgige Tag von Kopfschmerzen und Müdigkeit begleitet sein wird, doch es ist nicht zu ändern. Irgendwann muss ich doch anfangen, all das Geschehene niederzuschreiben. Warum nicht mitten in der Nacht

um Viertel nach zwölf, wenn man hellwach ist und weiß, dass an Schlaf mal wieder nicht zu denken ist?

Im trüben Licht meiner Schreibtischlampe erkenne ich meine Schrift von damals kaum wieder. Ich habe mir stets Mühe gegeben, die Tagebucheinträge leserlich zu verfassen. Ohne diese Einträge hätte ich Mühe, das Geschehene der Reihenfolge nach in den Sinn zu bekommen. Manche Erinnerungen sind so nebulös wie der Dunstschleier, der in unserer Talsenke am frühen Morgen verharret. Doch der Nebel lichtet sich, sobald die wärmende Sonne scheint und den Blick auf Verborgenes, Ruhendes freigibt.

Zunehmend erinnere ich mich an den einen oder anderen Abend, an dem meine Finger derart zitterten, dass mir jegliche Schönschrift unmöglich war. An manchen Stellen ist die Tinte von meinen Tränen verlaufen, sodass ich die Worte mehr erraten denn entziffern kann. Er fühlt sich dennoch gut an in meiner Hand, der mit feinem Leinen beschlagene Umschlag meines zwanzig Jahre alten Tagebuchs. Ich streiche über den Einband und allmählich werden die Erinnerungen wieder lebendig.

Ich hole einen Block mit liniertem Papier hervor und nehme mir vor, die Ereignisse so gewissenhaft wie möglich der Reihenfolge nach zu Papier zu bringen, in der Hoffnung, Ihnen Mut zu machen und in der Gewissheit, all die Ereignisse noch besser verstehen zu können.

Kapitel eins

Die Hiobsbotschaft

Erwachsene stellen häufig Fragen. Ziemlich wichtige Fragen, die alle mit „W“ anfangen. Warum, woher, wozu, wieso, wohin? Kinder tun dies auch – gelegentlich. Doch was passiert, wenn die Antworten kommen, lange bevor man sie gestellt hat, bevor man sie überhaupt in windigen Winkeln des Oberstübchens erdacht hat? Was ist, wenn sie wie ungebetene Gäste einfach auftauchen, an deine Tür klopfen und sagen: „Hallo, ich bin’s. Ich komme ein bisschen früh, ich weiß, doch besser früh als gar nicht.“

Ich heiße Anna Lena Bachmann, doch zu der Zeit, in der sich alles zugetragen hat, hieß ich noch Anna Lena Fröhlich. Ich erahne das Schmunzeln auf Ihrem Gesicht: Wenn man Fröhlich *heißt*, sollte man möglichst auch fröhlich *sein*. Doch ich war damals, vor beinahe zwanzig Jahren, alles andere als fröhlich. Ich war nicht nur traurig, sondern verzweifelt, nicht nur wütend, sondern regelrecht erbost. Wo soll ein elfjähriges Mädchen hin mit all seiner Wut, den vielen Fragen im Kopf? Fragen, die mehr einer Anklage gleichen als einem ehrlich gemeinten Versuch zu verstehen.

Um der Geschichte einen Anfang zu setzen, wähle ich einen Zeitpunkt aus, an dem für mich die Welt noch in Ordnung war: Ich war, wie gesagt, elf Jahre alt, wenigstens noch ein paar Tage, und ein lebenslustiges Mädchen mit braunen oder eher rötlichen, schulterlangen Locken und fürchterlich vielen Sommersprossen auf käseweißer Haut. Ich sah aus, als wäre jemand in dem Moment, als ich vorüberkam, mit beiden Füßen in eine dreckige Pfütze gesprungen und hätte mein ganzes Gesicht mit Hunderten feiner Tröpfchen daraus übersät. Aber sonst war ich wie alle anderen aus meiner Klasse: frech und vorlaut, hatte viele Freundinnen,

tanzte und sang gern zur Musik meiner Lieblingsband und machte mir keinerlei Gedanken darüber, ob es einmal einen Tag geben könnte, an dem die Unbeschwertheit aus meinem Leben verschwinden würde.

Die Hausaufgaben waren erledigt, der Schulranzen für Montag gepackt, der Müll rausgetragen und die alten Jeans für Omas Garten angezogen. Ich wollte, wie fast jeden Nachmittag, zu meiner Großmutter. Natürlich hatte ich viele Freundinnen, mit denen ich spielte, doch ich hatte das große Glück, in meiner Großmutter nicht nur eine Oma im klassischen, verstaubten Sinn, sondern, so ungewöhnlich es klingen mag, meine beste Freundin gefunden zu haben.

Sie wohnte schräg gegenüber in unserer Straße, die man, ohne nach links oder rechts zu schauen, überqueren konnte. Die wenigen Autos, die sich hierher verirrt, hörte man schon von Weitem oder man erspähte sie im Augenwinkel. Oma wohnte in einem uralten rötlichen Backsteinhaus, an dessen Regenrinnen der Efeu bis zum Dach emporwucherte. Auch hatte sie noch wilden Wein dazugepflanzt und nun schien es, als wolle das Gestrüpp eines Tages das Haus ganz verschlingen. Hinterm Haus gab es einen riesigen Garten, wenigstens kam er mir damals riesig vor, mit alten Bäumen, die im Mondlicht gespenstische Schatten auf die Wiese warfen.

Nachdem ich mit Purzel, dem Langhaardackel meiner Oma, im Gebüsch gespielt und wir die Hasen bis an den Eingang ihres Baus verfolgt hatten, sah ich entsprechend lehmig aus und roch auch so. Dennoch durfte ich, nachdem ich den größten Dreck von meinem Po abgeklopft hatte, neben Oma auf der Hollywoodschaukel sitzen, wo ich an meinem Eis schleckte. Sie hatte mir drei Kugeln vom Italiener mitgebracht und nach jeder Kugel sollte ich ihr die Zunge rausstrecken. Jedes Mal lachte sie aufs Neue so herzlich und erfrischend, als würde sie es das erste Mal erleben. Wir schaukelten zusammen und waren fröhlich. Alles an Oma konnte wunderbar herzlich lachen: die klatschenden Hände, die

Augen und die Lippen sowieso. Doch auch ihre Nase, die sich in kleine Falten zusammenkräuselte, und die Ohren, die feuerrot leuchteten – und dieses ganze mimische Spektakel nur wegen meiner Zunge. Erst hatte sie sich nämlich türkisblau verfärbt von der Sorte Gummibärchen, dann nahm meine Zunge die Farbe violettrot von der Brombeere an und schließlich wurde sie wieder sauber von der weißen, sauren Zitronenkugel.

Rechts saß Oma mit ihrer neuen, ziemlich schrillen violetten Tönung in den sonst grauen Locken, links von ihr Purzel und in der Mitte ich. Wir sahen den Schmetterlingen beim Tanzen und hörten den Vögeln bei ihrem Gesang zu.

Das sogenannte Schicksal hätte sich keinen schöneren Tag aussuchen können, um mir die Laune zu verderben.

Ich kuschelte mich in Omas Arm und wippte mit meinen Beinen vor und zurück, um die Schaukel am Leben zu erhalten. Ich spürte das Kraulen der knöchigen Finger meiner Oma in meinem Nacken und ihre Liebe in meinem Herzen. Es war der siebzehnte August, zwei Tage vor meinem zwölften Geburtstag. Es war warm, es war schön und es war für eine ganze Weile das letzte Mal, dass ich meine Kindheit so ungetrübt genossen habe.

Gerade hatte ich die Waffeltüte knackend und knirschend zwischen meinen letzten lockeren Milchzähnen zermahlen, als mein Vater das verwitterte Gartentürchen öffnete und mit hängenden Schultern und betrübter Miene auf uns zukam. Ich konnte seine Gesichtszüge zunächst nur mit Mühe betrachten, denn die Sonne stand direkt über seinem Kopf und schien mir ins Gesicht. Ich blinzelte und schirmte sie wie ein Indianer mit der rechten Hand ab.

Sein hellblondes Haar wirkte eher wie mein zerzauster Flokatteteppich und von seinen Augenwinkeln zogen sich tiefe sorgenvolle Falten bis zu den Ohren hin. Seine geduckte Erscheinung ließ erahnen, welche schwere Last auf ihm ruhte. Er wusste, dass seine Nachricht, die eigentlich ja eine gute Nachricht war, für Oma und mich eine Katastrophe bedeuten würde. Langsam zog

er sich den klapprigen gelben Stuhl mit der abgeblätterten Farbe heran und setzte sich zu uns. Er versuchte zu lächeln, doch seine Mundwinkel bewegten sich nur widerwillig.

Oma sagte nichts, nur ihr Griff um meine Schultern wurde fester, als wolle sie mich nie mehr loslassen.

„Was ist denn, Papa?“, fragte ich. Ich grinste ihn gespannt und doch arglos an, während ich meine klebrigen Finger einen nach dem anderen ablutschte und der Hollywoodschaukel einen neuen Schubs gab. Eine Weile sagte er nichts, sah nur hilfeschend zu Oma und knetete seine Finger. Dann fasste er sich ein Herz und klatschte in die Hände. „Nun ja“, begann er. „Es ist eigentlich sehr gut gelaufen, mein ... Bewerbungsgespräch.“ Seine Stimme stockte zunächst, doch dann nickte er ermunternd. „Also“, fuhr er fort, klatschte wieder in die Hände und versuchte erneut zu lächeln, „ich habe wieder einen festen Job. Nach einem Jahr Arbeitslosigkeit habe ich endlich was gefunden.“

Ich lehnte mich vor und wand mich aus Omas Arm. „Das ist doch super, Papa. Dann freu dich doch! Das wolltest du doch immer.“ Mein Vater nickte, aber er freute sich nicht. Für sich wahrscheinlich schon, tief im Innern, aber nicht für mich und nicht für Oma. Als er nicht mit der Sprache herausrücken wollte, hakte ich nach. „Gefällt dir die Arbeit denn nicht, die du machen sollst? Wo ist denn das Problem?“

Mein Vater holte tief Luft. „Nun, es ist so ... Wir müssen, ... also ich meine, die Arbeit ist ...“ Nun versteifte ich meinen Rücken und plötzlich überfiel mich eine Ahnung von dem, was er mir so mühsam mitzuteilen versuchte. Der nächste Satz sollte meine schlimmsten Befürchtungen bestätigen.

„Wir müssen nach Hamburg umziehen, Kind. Ich kann nicht jeden Morgen zwei Stunden hin und abends zwei Stunden wieder zurückfahren. Ich bin Ingenieur, Anna, nicht Lagerarbeiter wie in meinem vorletzten Job oder wie bis vor drei Monaten noch Packer in einem Versandartikelgeschäft. Nichts gegen solche Tätigkeiten, aber ich kann wieder in meinem alten Beruf arbeiten. Und es wird